

nen Literatur und auf Grund persönlicher Umfragen zusammengestellt werden, sind einigermmaßen verwirrend, und der Mangel an einer Übersichtskarte und an einer tabellarischen Zusammenstellung der wichtigsten Faktoren erschwert es dem Leser sehr, sich ein Bild über die Verhältnisse zu machen.

Als ein besonderes Problem wird der nur graphisch ausgedrückte Unterschied zwischen Jat und Jāt behandelt (S. 47 ff.), ohne daß man etwas über die tatsächliche Aussprache des Namens erfährt. Anscheinend liegt der Unterschied nur in der Länge des Vokals. Wird diese aber von allen Autoren bezeichnet? Und was bedeutet die Schreibung Jāt auf S. 49?

Da manche Jat-Gruppen in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Belutschen stehen, wird auf diese kurz eingegangen. So steht auf S. 51 f.: „previous to his [Mir-Chakar's] time only the outlines of Baluch history are known. According to their own traditions, the Baluch came from Syria. They started their migration eastwards from Haleb (Aleppo) some 1,000 years ago. They came via Iraq, Iran and Afghanistan to Sindh... All the time from Haleb onwards, they were accompanied by the Jat...“ Da die Verfasser diese unwahrscheinliche Geschichte ohne Stellungnahme anführen, möchte man glauben, daß sie sie für wahr halten. Es handelt sich natürlich um eine tendenziöse Abstammungssage. Ihre sinnvolle Deutung gibt E. HERZFELD in seinem monumentalen *Zoroaster* (Princeton 1947) II, 736, wo auch einige weitere historische Nachrichten zu den Yutiya/Jat/Zuṭṭ S. 733 f. zu finden sind.

Bei den Parallelen zwischen den Jat und den Ma'dān wird an erster Stelle das Tragen schwarzer Kleidung (oder auch nur einzelner schwarzer Kleidungsstücke) angeführt. Da schwarze Kleidung, insbesondere bei Frauen, in diesen Breiten trotz des Klimas außerordentlich weit verbreitet ist (man denke nur an Ägypten und die meisten Mittelmeerländer), dürfte diesem Umstand kein besonderes Gewicht beizumessen sein. Im islamischen Bereich darf man außerdem nicht vergessen, daß Schwarz die Farbe der Abbassiden war. Ausichtsreicher wäre es vielleicht, die Stickmuster und Sticktechnik der Kleider zu untersuchen, um zu sehen, ob nicht zu den sonst im Irak isoliert dastehenden Samāwa-Decken eine Verbindung herzustellen sei.

Die anderen Parallelen vermögen allein auch nicht recht zu überzeugen, was allerdings der a priori ansprechenden Theorie nicht unbedingt zu schaden scheint. Jedenfalls ist noch viel Forschungsarbeit erforderlich.

Den Jat soll von den Verfassern noch eine große Monographie gewidmet werden. Falls sie, so wie dieses Buch, Pakistanischen Gelehrten zuliebe auf Englisch erscheinen soll, dann ist dringend anzuraten, daß das Manuskript von einem Englischsprachigen gründlichst durchgesehen werde.

GEORG KROTKOFF, Baltimore

*Linguistic Diversity in South Asia. Studies in Regional, Social and Functional Variation.* Edited with an Introduction by CHARLES A. FERGUSON and JOHN J. GUMPERZ. International Journal of American Linguistics, Part III, Volume 26, Number 3, July 1960. Publication Thirteen of the Indiana University Research Center in Anthropology, Folklore, and Linguistics. Indiana University, Bloomington, Indiana. VIII + 118 S., \$ 3.50.

Der vorliegende Band vereinigt eine Reihe von kleineren Arbeiten, die zuerst im Dezember 1957 auf einem Symposium "Language and Culture Dynamics in South Asia" verlesen wurden, das im Rahmen des jährlichen

Treffens der American Anthropological Association in Chicago veranstaltet worden war. Sämtliche Beiträge behandeln Probleme der heutigen Sprachsituation in Indien losgelöst von allen geschichtlichen Gesichtspunkten in rein deskriptiv-dialektologischer, soziologisch orientierter Betrachtungsweise. Daß diese typisch amerikanische Forschungsrichtung gerade auf dem indischen Subkontinent, wo sich seit alters horizontale und vertikale soziale Gruppierungen gegenseitig durchdringen und die neuerworbene politische Unabhängigkeit auch auf dem Sprachsektor schwierige Fragen mit sich gebracht hat, ein besonders fruchtbares Betätigungsfeld findet, wird niemand bezweifeln. Die hier vorgelegten Proben bieten denn auch eine sehr anregende Lektüre, zumal sie alle sauber gearbeitet sind, und, wie es scheint, auf zuverlässig gesammeltem Beobachtungsmaterial beruhen.

In einer längeren theoretischen Einleitung (Introduction p. 1—18) liefern die beiden Herausgeber FERGUSON und GUMPERZ Neudefinitionen der wichtigsten Begriffe wie *language*, *dialect*, *variety* und formulieren allgemeinere Regeln, die Verhältnisse von *geographical dialects* und *social dialects* untereinander betreffend. Die Ausführungen sind durch große Klarheit der Gedankenführung gekennzeichnet. Besonders fruchtbar scheint mir der Gedanke, in die Definition der „Sprache“ (*language*) die Rolle einer anerkannten gemeinsamen Hochsprache einzubeziehen: „A language consists of all varieties . . . which share a single superposed variety (such as a literary standard) having substantial similarity in phonology and grammar with the included varieties or which are either mutually intelligible or are connected by a series of mutually intelligible varieties“ (p. 5). Eine der Hauptforderungen an eine gute Definition, nämlich die, daß von dem vorwissenschaftlichen Begriff soviel als möglich in sie übernommen werde, scheint mir hier besser erfüllt als bei der herkömmlich einseitig historisch Einteilung, wo ja ein so fragwürdiger Begriff wie der der gegenseitigen Verständlichkeit die Hauptrolle spielt. Denn jeder nicht durch sprachwissenschaftliche Begriffsbildung vorbelastete Deutsche wird doch — um das Beispiel der Herausgeber zu nehmen — rein gefühlsmäßig das Plattdeutsche als einen Dialekt des „Deutschen“ betrachten, nicht als eigene Sprache, auch die Mundarten, die dem Holländischen näher stehen als dem Hochdeutschen. Andererseits kann man sich gut vorstellen, eine welch andersgeartete Entwicklung etwa das Schweizerdeutsche genommen haben könnte, wenn es eine seiner Mundarten zur Schriftsprache erhoben hätte.

WILLIAM BRIGHTS Beitrag „Linguistic Change in some Indian Caste Dialects“ (p. 19—26) stellt die lautlichen und morphologischen Unterschiede zusammen, die zwischen zwei Formen des Kanaresischen von Bangalore bestehen, von denen die eine von Brahmanen, die andere von der ländlichen Kaste der Okkaliga gesprochen wird. Die Studie ist interessant durch das dargebotene Material; der theoretische Ertrag ist nicht so aufregend, was wohl schon an der Fragestellung liegt: der Autor will herausbringen, welche Kaste in solchen Fällen die größeren Altertümlichkeiten bewahrt hat. Nun war es auf dem Gebiet der Phonologie und Wortentlehnung von vorneherein ohne große Untersuchung zu erwarten, daß die Brahmanen wegen ihres stärkeren Kontakts mit dem Sanskrit und dem Englischen eher als die Bauern phonologische Oppositionen und auch größere Mengen von Lehnwörtern übernehmen; dies ist auch ein echter soziologischer Unterschied. Dagegen scheinen mir die Unterschiede in der Morphologie mehr auf derselben Ebene wie die geographischer Dialekte zu liegen (vorausgesetzt, daß es sich um echte Varianten, nicht um sekundäre Abschleifungen desselben Phonems in

der anderen Sprache handelt); hier ist aber größere oder geringere Altertümlichkeit bei einem von zwei Dialekten grundsätzlich nicht voraussagbar. Brights Ergebnis, der Brahmanendialekt sei morphologisch der konservativere, darf somit nicht verallgemeinert werden, zumal auch die Zahl der unterschiedlichen Morpheme (5) zu gering ist und das Fehlen einer Form im Altkanaresischen kein sicheres Kriterium für ihren sekundären Charakter darstellt.

M. SHANMUGAM PILLAI stellt systematisch die für westliche Begriffe erstaunlich großen Unterschiede zwischen Umgangs- und Schriftsprache in seiner Muttersprache Tamil dar (p. 27—42). Würde sich der Verfasser dazu anschließen, die Studie, die in der vorliegenden Form auf die Lautlehre und die Nominalmorphologie beschränkt ist, auch aufs Verbum auszudehnen und das Ganze überarbeitet in Buchform herauszubringen, könnte er dem Dravidisten, der ja beim Erlernen des Tamil doch immer von der Schriftsprache ausgehen wird, einen wertvollen Dienst erweisen. Interessant ist ein Vergleich der typischen Situationen, die M. SHANMUGAM PILLAI für den Gebrauch der einen oder anderen der beiden Sprachformen nennt, mit denen des Bengalischen, s. dazu im Folgenden.

Vorzüglich informierend ist der Beitrag von EDWARD C. DIMOCK über die Rolle von Schrift- und Umgangssprache in der modernen bengalischen Prosa (p. 43—63). Der geschichtliche Abriss des Verhältnisses der beiden Formen zueinander spiegelt ein fesselndes Stück der neueren bengalischen Geistesgeschichte wieder. Die stilistischen Unterschiede zwischen den typischen Autoren sind durch kleine Textproben anschaulich gemacht. Eine Bemerkung: DINOCK gibt p. 54 den Zusammenstoß Bengalens mit der westlichen Kultur als einen der Gründe für das Hochkommen der Umgangssprache an. Das ist unbedingt richtig, doch ist nicht zu verkennen, daß die Auseinandersetzung mit der westlichen Kultur auch der Schriftsprache einen mächtigen Auftrieb gegeben hat, indem sie nämlich zu massenhaften Lehnübersetzungen oder besser Lehnprägungen angeregt hat wie *sāmyavād* „Kommunismus“, *gaṇatantra* „Demokratie“, *amlajān* „Sauerstoff“ (von *amla* „sauer“!) usw. So konnte GRIERSON geradezu behaupten, die Pandits von Kalkutta hätten im 19. Jh. das Bengalische „verdorben“, weil sie es durch Anreicherung aus dem Sanskrit gewaltsam modernen Bedürfnissen anpassen wollten<sup>1</sup>. Die Geschichte dieser Wörter muß allerdings im Zusammenhang mit der des Purismus anderer neuindischer Sprachen, besonders des Hindi, erforscht werden, wo zum größten Teil dieselben Neuprägungen erscheinen<sup>2</sup> — Bemerkenswert ist, wie der Unterschied zwischen Schrift- und Umgangssprache sich in Bengalen so ganz anders auswirkt als im Tamil. Während M. SHANMUGAM PILLAI von sich sagt, daß er Hochsprache auch in den Vorlesungen spreche (p. 27), wäre das im Bengalischen undenkbar; hier ist die Hochsprache eben reine Schriftsprache. Damit hängt es sicher auch zusammen, daß im Bengalischen im Gegensatz zum Tamil kaum phonetische Unterschiede auftreten; was DIMOCK p. 48 an Besonderheiten in der sanskritisierenden Aus-

<sup>1</sup> *Linguistic Survey of India* vol. V, part I, p. 14.

<sup>2</sup> Es wäre lohnend, ihren älteren Quellen nachzuspüren und die Wege zu verfolgen, auf denen sie aus Panditkreisen in die moderne Tagespresse gelangt sind. Ein Fall wie *rājanaitik* „politisch“ zu *rājanīti* „Politik“ (sowohl Bengali als auch Hindi) mit seiner vom Standpunkt des Sanskrit aus falschen Vrddhibildung scheint auf einzelne Zentren mit bewußter Übersetzungstätigkeit hinzudeuten.

sprache der Schriftsprache bei manchen Individuen anführt, ist nach meiner Erfahrung auf den Sanskritunterricht der Hochschulen beschränkt, wo man sich neuerdings mit mehr Eifer als Erfolg bemüht, die stark abweichende traditionelle Aussprache durch die in Europa und im Hindi-Gebiet übliche zu ersetzen.

MUNIER CHOWDHURYS Artikel über das Sprachenproblem in Ostpakistan ist im Wesentlichen eine Zusammenstellung der lautlichen und morphologischen Unterschiede der ostbengalischen Dialekte gegenüber der auch in Ostpakistan als Vorbild anerkannten Kalkutta-Varietät. Der Hinweis darauf, daß dialektische Abweichungen davon heute nicht mehr in dem Maße gesellschaftlich kompromittierend wirken wie vor der Teilung, wird durch einige wenige Beispiele illustriert. Es werden hier sichtlich Tendenzen beschrieben, die sich in der sprachlichen Realität kaum auszuleben begonnen haben.

WILLIAM McCORMACKS "Social Dialects in Dharwar Kannada" (p. 79—91) hat dieselbe Themenstellung wie der Artikel BRIGHTS (s. oben), nur werden die Phänomene noch anschaulicher, da nicht zwei, sondern drei soziale Dialekte einer Sprache verglichen werden, die der Brahmanen, die nichtbrahmanischen Mittelklasse und der Harijan. Wenn es auch fraglich ist, ob die ständig mitgeteilten Prozentzahlen die Einsicht erhöhen (zusammenzählen kann man ja nur gleichnamige Größen, die Sprache ist aber hierarchisch gebaut), so zeigen sie doch recht eindrucksvoll die bedeutenden Unterschiede, die im Gegensatz zu Nordindien die südindischen Kastensprachen trennen. Typisch für den sozialen Dialekt sind hier vor allem die Unterschiede in den Begrüßungsformeln, Verwandtschaftsnamen und Anreden an Verwandte.

Der letzte Beitrag, von JOHN J. GUMPERZ und C. M. NAIM, "Formal and Informal Standards in the Hindi Regional Language Area" (p. 92—118) beschreibt sehr anschaulich die verschiedenen Erscheinungsformen des Hindi, jenes noch schwer faßbaren hochsprachlichen Vorbilds, deren Varietäten sich zwischen den Extremen des persisch-arabisch orientierten Urdu und des von Sanskritwörtern überfluteten brahmanischen Hindi bewegen. Dabei war es ein guter Gedanke, die Variationen vom Standpunkt der theoretisch geforderten Hochform der Sprache aus zu beurteilen, die z.B. im Urdu das Auseinanderhalten von *k* und *k*, *g* und *g*, im Hochhindi ein eigenes zerebrales *ṣ* usw. erfordert. Die Verfasser haben richtig erkannt, daß der normativen Grammatik in Indien, das ja soziologisch in vielem geradezu die Umkehrung westlicher Verhältnisse darstellt, eine viel größere Realität als im Westen zukommt. Eine Sache des Ermessens ist es dagegen, ob es sich lohnt, all die mißglückten, korrekten und womöglich hyperkorrekten Anpassungsversuche an das phonologische Ideal in ein System einzufangen, wie es hier bei einigen typischen Gewährsleuten versucht wurde. Nun ist die Gefahr, die Methode zum Selbstzweck werden zu lassen, bei ganz auf das Synchronische beschränkten Arbeiten von vorneherein immer größer als bei historischen; sie ist aber sonst in diesem Bändchen mit bemerkenswertem Takt vermieden worden.

HERMANN BERGER, Heidelberg

ROBERT B. LEES: *The Phonology of Modern Standard Turkish*. — Bloomington 1961 (Indiana Univ. Publications), 8<sup>o</sup>, 76 S.

Die Phonologie ist für viele Sprachen, darunter auch für einige Türk-sprachen, von großer wissenschaftlicher und praktischer Bedeutung. So hat